

Friede und Freiheit

Autor(en): **E.D.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Fachblatt für schweizerisches Anstaltswesen = Revue suisse des établissements hospitaliers**

Band (Jahr): **32 (1961)**

Heft 1

PDF erstellt am: **01.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-807840>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

FACHBLATT FÜR SCHWEIZERISCHES ANSTALTSWESEN

VSA

REVUE SUISSE
DES ETABLISSEMENTS HOSPITALIERS

Nr. 1 Januar 1961 Laufende Nr. 347
32. Jahrgang - Erscheint monatlich

AUS DEM INHALT:

*Wie kann der Beruf des Heimerziehers
anziehender gestaltet werden?*

Ein Muster-Lehrlingsheim in Basel

Schulprobleme bei schwerhörenden Kindern

*Eine Erhebung über Mütterarbeit
in Schaffhausen*

Dritter Brief an eine Achtzehnjährige

Unter die Lupe genommen

Hinweise auf wertvolle Bücher

Umschlagbild: Schwerhörige Schüler aus dem
Landenhof bei Aarau. — Siehe unseren Bericht
«Elf Schüler — elf Individualisten» auf Seite 12

Photo Albert Winkler, Bern

REDAKTION: Emil Deutsch, Selnastrasse 9,
Zürich 39, Telefon (051) 27 05 10

DRUCK UND ADMINISTRATION: A. Stutz & Co.,
Wädenswil, Telefon (051) 95 68 37, Postcheck VIII 3204

INSERATENANNAHME: G. Brücher, Tägerwil TG
Telefon (072) 8 46 11

Friede und Freiheit

Das hinter uns liegende Jahr hat bei allen Menschen grosse Erwartungen und Hoffnungen geweckt. Erst waren alle Blicke nach Paris gerichtet, wo vom Treffen auf höchster Ebene Sicherungen für einen dauerhaften Frieden erhofft wurden.

Im Herbst tagten die Vereinigten Nationen in New York. Wiederum trat der Führer aus dem Kreml ins Rampenlicht und beherrschte auf seine Weise die Konferenz. Was sich in Paris und in New York die Staatsmänner des Westens gefallen und wie sie Anpöbeleien grössten Kalibers über sich ergehen lassen mussten, das ist wohl kaum je dagewesen und erinnert stark an die Vorkriegsjahre mit ihren latenten Drohungen durch den Führer des Dritten Reiches. Enttäuscht und teilweise auch empört fragt sich die Menschheit, ob denn alles umsonst gewesen sei, ob wir denn aus dem Zweiten Weltkrieg wirklich nichts gelernt haben und ob auch jetzt wieder die ganze Welt nach den Launen eines Einzelnen tanzen müsse?

Wer sich ernsthaft mit dem Problem Friede und Freiheit beschäftigt, weiss, dass diese beiden untrennbar zusammengehören. Eines kann auf die Dauer ohne das andere nicht bestehen. Es ist deshalb nahezu unbegreiflich, wie man seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges immer wieder auf die Friedensbeteuerungen und Friedensschalmeien des Mannes aus dem Kreml hereinfällt und glaubt, er meine es wirklich ernst, wenn er der ganzen Menschheit seine Friedensbereitschaft anbietet.

Schon einmal hat es so getönt, und die «Gläubigen jener Tage» mussten ihre allzugrosse Leichtgläubigkeit bitter bezahlen. Noch ist München nicht vergessen, und es ist auch nicht von ungefähr, dass man jenen Frieden einen «faulen» Frieden nennt. Man könnte es eventuell noch verstehen, weil jedermann ein grosses Verlangen nach Frieden in sich trägt. Aber muss es uns nicht auffallen, dass alles, was uns in bezaubernden und auch beschwörenden Worten angepriesen und angeboten wird, eine sehr *einseitige* Angelegenheit ist? *Dauerhafter Friede ist zugleich ein Zustand der Freiheit* und schützt die Persönlichkeit des Einzelnen. Wer eine Trennung vornimmt, der zerstört beides. Eines kann nicht ohne das andere bestehen.

Sehen wir uns um, so fällt uns zweierlei auf: Unter Hitler wurde in höchsten Tönen und bei jeder Gelegenheit das Lied vom Frieden gesungen, zugleich aber die Menschheit Stück um Stück ihrer Freiheit beraubt. Der Zweite Weltkrieg war die Zeche, die wir für unsere Leichtgläubigkeit und unseren Glauben an die Einseitigkeit bezahlen mussten. Heute erleben wir genau dasselbe. Hand in Hand mit dem Geschrei und der Beteuerung, dass man nichts anderes als Frieden für die Menschheit wolle und erstrebe, wird die Freiheit ganzer Völker eingeschränkt und lebt der Einzelne in Knechtschaft. Darum müssen diese Friedensgesänge als das erkannt und gebrandmarkt werden, das sie ihrem ganzen Wesen nach sind, nämlich Lüge und Betrug. Wer darauf hereinfällt, wird ein böses Erwachen erleben und feststellen, dass er vom wirklichen Frieden himmelweit entfernt ist, es sei denn, er empfinde den Zustand seiner Knechtschaft und seiner Unfreiheit, in die er geraten ist, als die Erfüllung seiner langjährigen Friedenshoffnung! Es hat in den Jahren seit dem Zweiten Weltkrieg kaum einer so klar und deutlich die Unteilbarkeit von Friede und Freiheit erkannt, wie der in England lebende spanische Gelehrte Salvador de Madariaga. Unermüdlich mahnt er in Aufsätzen und Schriften. Er weiss, dass all dem russischen Friedensgeschrei mit der konsequenten Forderung und Bedingung nach Freiheit begegnet werden muss. Darum gibt es für ihn keine Friedensverhandlung und kein Friedensgespräch, das nicht zur Voraussetzung die Freiheit hat. Im Blick auf den neuen Präsidenten der USA schrieb er kürzlich in einem Aufsatz: «Es ist von guter Bedeutung, dass jedesmal, wenn er gesprochen hat — und auch sein Vizepräsident —, die Betonung nicht auf dem Wort *Frieden*, sondern auf dem Wort *Freiheit* lag. Denn ohne Freiheit kann Frieden nur Illusion und Trug sein.»

«Zürich baut für Vergessene» hiess eine grosse Aktion des letzten Herbstes zugunsten sehr bedürftiger Flüchtlinge, die immer noch in Lagern in Oesterreich hausen. Noch ist die Zahl derjenigen, die seit Kriegsende in Baracken leben, beschämend gross. Eindringlich hat es der dänische Schriftsteller Rasmussen in seinem Roman «Der Hauptmann braucht keinen Urlaub» ausgesprochen: «Baracken gehören zu den kompromittierenden Symbolen der Neuzeit, sie sind Beweise für das Versagen des modernen Menschen in einer Welt, die Paläste auf-

Neujahrgruss des Präsidenten

Der Verein Bernischer Heimleiter und der VSA haben sich wieder zusammengeschlossen. Allen Mitgliedern, die das Zustandekommen dieser Vereinigung in irgendeiner Weise gefördert und ermöglicht haben, danke ich herzlich. Möge der erstarkte VSA die vielen Probleme im Anstaltswesen, welche bearbeitet und gelöst werden sollten, mit frischen Kräften angehen.

Der Vorstand wünscht allen seinen Mitgliedern ein glückliches und gesegnetes Jahr 1961, vor allem Kraft und Mut, unentwegt für das Wohl der anvertrauten Schützlinge einzustehen und in der Arbeit auszuharren.

Der Präsident: A. Schneider

richtet und für das Geld, das ein einziger Tag der Kriegführung kostet, gesunde, schöne Städte bauen könnte. Baracken für Obdachlose, Baracken für Heimatlose, Baracken für Flüchtlinge, Baracken für Gefangene, Baracken für Soldaten.»

Solange es uns nicht gelingt, dieses «Barackenproblem» (Flüchtlingseend) zu meistern, solange immer noch tausende ihrer Heimat fern sind und nicht zurückkehren dürfen, solange ist es sinnlos zu glauben, ein dauerhafter Friede sei möglich. Wir sind uns immer noch zu wenig bewusst, welche grosse Gefahr das Flüchtlingseend für einen gerechten und dauerhaften Frieden bedeutet. Freiheit und Geborgenheit sind die Fundamente dafür. Das wird so leicht übersehen, indem man auf unerfreuliche Zustände in unserem Schweizerland hinweist und der Ansicht huldigt, wir hätten im eigenen Land genug zu tun und brauchten unsere Hilfe nicht ins Ausland zu tragen. Wie wird sich solche Kurzsichtigkeit doch eines Tages rächen!

Wie steht es nun aber in der kleinen Welt unseres Alltages? Stöhnen wir nicht häufig über den Unfrieden, der unter uns herrscht im Betrieb, am Arbeitsplatz und erst recht in unseren Familien? Haben wir je schon ernsthaft darüber nachgedacht, dass selbst in unserer kleinen privaten Welt die Unteilbarkeit von Friede und Freiheit Gültigkeit hat? Was wir im grossen fordern, gilt nicht weniger auch für uns persönlich. Wie manche unerträgliche Atmosphäre, wieviele Situationen, in denen Unfriede regiert, könnten entgiftet und behoben werden, wenn wir auch hier die Unteilbarkeit gelten liessen. Wie kleinlich ist doch jener Arbeitgeber, der seinen Angestellten mit Vorwürfen überhäufte, weil der sich erlaubt hatte, sich um einen andern Posten, der ihm mehr zuzusagen schien, zu bewerben. Wir erinnern uns auch an jenen Geschäftsmann, der uns eines Tages seine Not klagte. Von seiner Familie lebt er seit fünf Jahren getrennt. Alle seine Versuche, die Ehe zu lösen, scheitern am kategorischen Nein seiner Frau, die genau weiss, wie sehr sie ihm mit ihrer Haltung das Leben vergällen und verbittern kann. So herrscht seit Jahren Kriegszustand, der nicht behoben werden kann, weil Friede ohne Freiheit, die man dem andern gewährt, unmöglich ist. Es gibt unzählige

Beispiele, die zeigen, dass wir unseren Alltag mit Hass und Neid, mit Unfriede und kleinlichen Schikanen belasten, zugleich aber jammern und in die Welt hinaus posaunen, dass unser grösster Wunsch sei, in Ruhe und Frieden leben zu können. Vergessen wir doch nicht, dass solches nur möglich ist, wo wir all den Menschen, die neben uns stehen und neben uns schreiten, die grösstmögliche Freiheit zubilligen und sie als Persönlichkeiten achten und gelten lassen.

Wenn wir im Rückblick auf das vergangene Jahr, das unsere Friedenserwartungen so wenig erfüllt hat und im Ausblick auf das vor uns liegende Jahr, von dem wir so viel erhoffen, daran denken, dass Freiheit und Geborgenheit auch im ganz persönlichen und engsten Bezirk unseres Lebens die absolut notwendigen Voraussetzungen für ein dauerhaftes friedliches Zusammenleben sind, dann werden wir bestimmt einen grossen Schritt weiter kommen.

E. D.

Wie kann der Beruf des Heimerziehers anziehender gestaltet werden?

Ein Diskussionsbeitrag

In manchem Heim ist das Hauselternpaar — insbesondere der Hausvater — noch Papst und Kaiser im Dorf. Das entspricht zwar weniger einem Macht- und Prestigebedürfnis seitens der Heimleiter, als vielmehr einem tiefen und ernst aufgefassten Verantwortungsbewusstsein. Auch vom pädagogischen Standpunkt aus — so wird oft argumentiert — ist diese absolute Stellung des Hausvaters notwendig, weil in der Auseinandersetzung zwischen Mitarbeiter und Zögling das Wissen um eine oberste Instanz viel zur Beruhigung und Sicherheit beiträgt. Das hat schon etwas auf sich, wird aber im grossen Heim kaum wesentlich ins Gewicht fallen.

Natürlich muss das Heim den Stempel seines Leiters tragen. Aber ich frage mich, ob nicht da und dort trotzdem noch mehr Verantwortung, mehr Kompetenz und damit auch mehr Raum für Initiative und Berufsentfaltung im Mitarbeiterstab geschaffen werden könnte?

Wir alle haben einmal von der Picke auf dienen müssen und erlebt, wie es ist, wenn man sich Gehorsam verschaffen sollte, ohne auch nur die geringsten Massnahmen selbst anordnen zu dürfen. Hier müsste es darum gehen, gewisse Traditionen einer genaueren Prüfung zu unterziehen und sich vor allem zu fragen: Ist die Häufigkeit von Fehlentscheiden beim Mitarbeiter wirklich so viel grösser als beim Leiter? (Sinkt sie etwa mit zunehmendem Monatsgehalt?)

Durch zu starke Einengung fühlt sich der Erzieher in seinem Wirken nicht wohl und kann seine Kräfte nicht zur Entfaltung bringen. Es fällt ihm — wenn er etwas kann — leicht, eine andere Stelle zu finden, falls er nicht einfach resigniert und sein Einsatz, der von lebendiger Schaffensfreude getragen werden könnte, nur noch ein Ausführen von Befehlen wird.

Natürlich ist es wichtig, dass der Heimleiter die Uebersicht über Mitarbeiterstab und Zöglingsschar behält und alle verschiedenartigen Bestrebungen zusammenzufassen versteht. Je stärker aber seine Persönlichkeit, desto mehr muss er sich zurückhalten, um nicht seinen Einfluss in alle Details des Denkens und Handelns in seinem Heim zu tragen. Es braucht dazu mehr Ueberlegenheit als Schneid, mehr Mut als Prestige-Sorgen. Nun ist jedoch vor allem der modernen Heimkonzeption ein *neuer Leitertypus* erwachsen, nämlich der betont junge, fortschrittliche, entweder sportlich, intellektuell oder musisch betonte, organisatorisch begabte

Mann, dessen Ziel gerade darin besteht, seine Mitarbeiter vollkommener Eigenverantwortung zu überlassen, der sogar mit Stolz auf diese Besonderheit seines Hauses hinweist: «Ich will selbständige Menschen um mich haben, die ich machen lassen kann.» Er steht dem überlieferten «Hausvatertum» etwas skeptisch gegenüber und möchte alles andere als ein von männiglich verehrter Patriarch darstellen. Für jeden jungen, tatkräftigen Mitarbeiter muss es eine Lust sein, in einem solchen Hause zu wirken — bis ihn eines Tages ein unbestimmtes Kältegefühl beschleicht, das er anfänglich nicht zu deuten vermag. Schliesslich aber werden er oder seine Kolleginnen und Kollegen vielleicht einmal daraufkommen: Es fehlt der Vater, der einigende Geist; es mangelt an jener Kraft, die einen oft stört, wenn sie vorhanden ist, deren Fehlen aber innerlich erschauern lässt. Man ist mitten in einem fabelhaft funktionierenden Räderwerk, es herrscht ringsum gesunder Wettbewerb, freudiger Einsatz; und doch ist es kalt. Man fühlt sich bei aller beglückenden Tätigkeit irgendwie alleingelassen.

Der Mitarbeiter muss zwar einen gewissen Spielraum, eine Entfaltungsbreite haben, ohne die er nicht befriedigend wirken kann. Aber ohne Führung und vor allem ohne persönlichen, lebendigen Anteil von oben geht's ebensowenig. Der Mitarbeiter muss seine persönlichen Anliegen irgendwo deponieren können. Auch der Leiter ist schliesslich darauf angewiesen. Für den Verheirateten ist es die Gattin, für den Ordensbruder oder Priester der Amtsvorsteher oder Bischof, der für seine persönlichen Anliegen Zeit haben muss.

Somit wären zwei einander entgegengesetzte Prinzipien aufgezeigt, und die richtige Haltung läge nun wohl in der Mitte zwischen den Beiden. Ob das aber in der Praxis so einfach ist, dürfte nicht ohne weiteres bejaht werden. Jedenfalls geht es darum, den Mitarbeiter als lebendigen, mitgestaltenden, mittragenden und mitleidenden Genossen zu empfinden, der nicht eingengt, aber ebensowenig sich selbst überlassen werden darf.

es.

Nachschrift des Redaktors

Der Verfasser berührt im vorliegenden Diskussionsbeitrag ein zentrales Problem unserer Arbeit. Es ist deshalb sehr erwünscht, wenn sich Heimleiter und Mitarbeiter dazu äussern. Einsendungen bis 25. Januar erbeten.